

Spas schläft

Dimitré Dinev

Man fand ihn unter einem Plakat. »Lebt und arbeitet in Wien«, stand auf dem Plakat. Er hatte beides erfüllt, nun lag er friedlich darunter. Er lag auf dem Rücken. Wie eine brennende Kerze, die man Toten zwischen die Hände schiebt und die sie dann brav, wenn auch teilnahmslos halten, hielt er eine halbvolle Dose Bier über seinem Bauch. Aber der Mann war nicht tot. Auf dem Plakat stand ja nicht »Arbeitet und stirbt in Wien«. Der Liegende lebte. Er schlief nur, und weil er im Schlaf nicht redete, konnte keiner merken, daß er ein Ausländer war. Er hieß Spas Christov. Hätte man in die Innentasche seiner Winterjacke gegriffen, hätte man dort einen abgelaufenen Studentenausweis gefunden, in dem man auf denselben Namen gestoßen wäre. Der Name war echt. Der Ausweis war auch echt, nur abgelaufen.

Spas Christov hatte an diesem kalten Jännerabend des Jahres 2001 nichts Falsches bei sich. Er war sechsunddreißig Jahre alt, aber im Schlaf schaute er älter aus, weil er gerade träumte, und in seinen Träumen erlebte er Dinge, die entweder nie oder erst später geschehen sollten. Er sprach nicht im Schlaf. Nur ab und zu bewegte er seine Lippen. Hätte jemand für eine Weile sein Gesicht beobachtet, hätte er bemerkt, daß diese Lippen zwar unregelmäßig, aber immer wieder ein und dasselbe Wort formten. Man hätte das Wort sogar leicht ablesen können, so deutlich formten es seine Lippen. Man hätte nur bleiben und einen ruhigen Blick auf Spas' Gesicht werfen müssen, und man hätte das Wort erkannt. Aber man blieb nicht. So blieb auch das Wort unerkannt, so wie es unerhört geblieben war. »Arbeit« war das Wort, das Spas' Lippen keine Ruhe gönnte. Unermüdlich drängte es aus seinen Träumen. Es schaffte und schaffte es nicht, Wirklichkeit zu werden. Es war nicht ein und derselbe Traum, den Spas in dieser Nacht träumte. Sie wechselten einander ab. Aber egal, wie oft sie wechselten, das Wort blieb dasselbe. Anfangs träumte er von seiner siebenjährigen Tochter. Sie trug ein hellgelbes Kleid mit Marienkäfern darauf.

»Vater, wo warst du die ganze Zeit?« fragte sie.

»Es hat ja nicht länger als sonst gedauert, mein Kind.«

»Doch, es war lange. Meine Puppe hat inzwischen geheiratet.«

»Wen denn?«

»Einen, der nicht so lange wegbleibt. Wo warst du?«

»Du weißt ja, in der Arbeit.«

Da bewegte sich sein Mund wieder. Im Schlaf schaute Spas älter aus, weil er oft von Dingen träumte, die erst später oder gar nie passieren sollten. Er hatte keine Tochter. Er hatte keine Frau. Er hatte nicht einmal die Bewilligung, hier zu sein.

»Was haben Sie? Was ist mit Ihnen?« fragte ein junger Passant, der ihn gerade entdeckt hatte. »Hören Sie mich? Können Sie sprechen? Verstehen Sie Deutsch?« Der Passant sah, wie Spas' Lippen still Platz für ein Wort machten.

Arbeit war das erste Wort, das Spas auf deutsch gelernt hatte. Es war weder das Wort Liebe noch das Wort Hoffnung, geschweige denn Glaube. Denn ohne Arbeit gab es nichts als Angst. Dies war das Wort am Anfang. Erst dann kamen die vielen ande-

ren. So war es für jeden Flüchtling. Warum sollte es für Spas anders sein? Er war ja auch einer. Er war vor elf Jahren aus Bulgarien geflüchtet, voller Liebe, Hoffnung und Glauben. Er wollte in Wien leben, lieben und geliebt werden. Also kam er. Niemand kannte ihn, niemand wartete auf ihn. Aber man wußte schon, daß viele wie er kommen würden. Man war vorbereitet. Für solch plötzliche Besucher gab es Anstalten. Es gab das Lager Traiskirchen. Man wies ihm den Weg dorthin. Spas war glücklich. Er war endlich dort angekommen, wo er erwartet wurde. Er war aber leider nicht der einzige. Viele waren schon da, noch mehr kamen. Alle mit derselben Hoffnung, mit demselben Glauben. Und alle wollten das gleiche wie er. Menschen sind gleich, egal woher sie kommen und wo sie ankommen. Sie kamen und kamen, mehr als erwartet. Und wo so viele Menschen kommen, ändert sich auch das Gesetz. Asyl kriegte man nicht mehr. Man bekam nur sechs Monate Aufenthaltserlaubnis, danach wurde man abgeschoben. Es sei denn, man fand Arbeit. Arbeit war das Wichtigste. Jeder suchte sie, nicht jeder fand sie. Und die, die sie nicht fanden, mußten zurück. Arbeit war ein magisches Wort. Alle anderen waren ihm unterworfen. Es allein bestimmte alles. Arbeit war mehr als ein Wort, es war die Rettung.

»Ich suche Arbeit«, war der erste Satz, den Spas auf deutsch gelernt hatte. »Hast du schon Arbeit gefunden?« »Hast du von einer Arbeit gehört?« fragten die Flüchtlinge einander jeden Tag. Spas entdeckte, daß die Flüchtlinge sich untereinander, egal, was sie vorher gewesen waren, in zwei Gruppen teilten: in solche, die Arbeit hatten, und in solche, die keine hatten. Man traf sich lieber mit solchen, die eine hatten. Man borgte jemandem erst dann Geld, wenn er Arbeit gefunden hatte. Spas erfuhr auch, daß es schwarze und weiße Arbeit gibt. So wie das Brot. Nur daß die weiße Arbeit jedem besser schmeckte. Von einer offiziellen Arbeit träumte jeder, sie war die Rettung. Aber auch die schwarze war etwas. Sie war ein Trost. Also tat man alles, um zu irgendeiner Arbeit zu gelangen. Man hörte von amerikanischen Sekten, die ihren Mitgliedern Arbeit verschafften. Also ließ man sich taufen. Man hoffte nicht, Gott zu finden, sondern Arbeit. Man ging zu ihnen. Man wurde naß. Man tropfte. Man lächelte schüchtern. Die Gemeinde freute sich. Mehr bekam man von dem Wunder der Taufe nicht mit, aber manchmal bekam man Arbeit, und das kam einem Wunder gleich. Manche ließen sich ein paar Mal taufen, aber es geschah kein Wunder. Sie waren nur öfter naß. Das machte nichts. Es war nur Wasser. Sie trockneten sich schnell ab und suchten weiter. Eine wirklich reinigende Suche.

Die offizielle Information lautete: Man bekommt Arbeit nur dann, wenn man eine Arbeitsbewilligung hat. Und eine Arbeitsbewilligung bekam man erst dann, wenn man eine Arbeit hatte. Viele Herzen zerbrachen an diesem Paradoxon. Sie wurden kalt und unempfindlich. Man griff sich selbst oder die anderen an. Man verlor ab und zu Zähne. Geduld und Hoffnung hatte man schon verloren. Man zitterte wie nach einer Taufe, aber man trocknete nicht. Man wollte trinken. Man griff nach einer Flasche. Es gab so viele auf dem Regal. Schön geordnet in schönen Geschäften. Man nahm eine mit. Bezahlen wollte man sie später. Eben wenn man eine Arbeit hatte. Gewissen hatte man noch, aber kein Geld. So war es bei manchen, nicht bei allen. Die meisten gaben nicht so leicht auf. Spas gehörte zu ihnen.

Er war aber auch mit der Vorstellung gekommen, hier zu studieren. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, hatte sein Geschichtsstudium in Bulgarien unterbrochen und wollte es hier fortsetzen. Er gab diese Vorstellung nicht auf. Viele hatten das schon getan, er nicht. Aber es war schwer, denn er war allein mit all seinen Hoff-

nungen und Träumen. Man braucht jemanden, mit dem man sie teilen kann. Freunde braucht man, oder zumindest einen. Auch wenn die Suche nach Arbeit die Menschen entzweite. Spas hatte Glück. Im Lagerhof traf er einen Mitschüler aus der Volksschule. Er hieß Ilija.

Sie hatten sich früher oft geprügelt. Ilija hatte Spas zwei Finger gebrochen, Spas ihm die Nase. Wenn sie aufeinander stießen, gab es gewöhnlich zerkratzte Gesichter, blaue Flecken, staubige Haare, verheulte Augen. Viel Leid hatten sie einander ange-tan. Blut lag zwischen ihnen, das Blut einer Kindheit. Sie erkannten und umarmten einander. Ilija hatte fünfzig Schilling. Er hatte sie von der Caritas für eine Fahrkarte nach Traiskirchen bekommen. Ilija sprach gut Englisch. Er konnte erklären. Jetzt hatte er fünfzig Schilling. Sie kauften zwei Flaschen Wein und tranken. Das Rot des Weins lag zwischen ihnen. Das Rot der Kindheit, das Rot des Kommunismus und auch die Morgenröte. Viel Rot lag zwischen ihnen. Sie teilten es. Ihre Herzen waren erwärmt, die Wangen durchblutet. Ihre Augen, rot von der durchwachten Nacht, blickten in die Zukunft. Sie waren Freunde.

Spas wurde in ein Asylantenheim in den Bergen geschickt. Ilija in eine Pension nahe bei Wien. Spas versprach, so schnell wie möglich zu kommen. Dort, wo Spas hingeschickt wurde, gab es nur Bäume, Berge, Wiesen und viel, viel Zeit. Das nächste Dorf war sechs Kilometer entfernt. Es war ein guter Ort für einen Urlaub. Nur daß in der Pension keine Urlauber wohnten. Es lebten dort vier Flüchtlinge aus Rumänien.

»Arbeit nicht hier. Hier nur Ruhe. Ruhe, die unruhig macht. Arbeit nur in Stadt. Großstadt viel Arbeit«, sagten sie ihm auf deutsch. Sonst sprachen sie nur Rumänisch. Sie warteten. Warten war für sie einfacher. Warten konnte man sprachlos. Suchen nur auf deutsch. Spas hatte schon begriffen, daß eine Arbeit wichtiger ist als ein Dach über dem Kopf für sechs Monate. Nur wer Arbeit hatte, durfte bleiben. Wer Arbeit hatte, hatte ein Zuhause. Er verließ das Asylantenheim. Er brauchte ein Zuhause.

Ilija wartete auf ihn. Tagsüber fuhren sie nach Wien, um Arbeit zu suchen. Nachts schliefen sie in einem Bett und träumten, eine gefunden zu haben. Beide wollten auch studieren. Ihre Diplome waren das einzige, das sie mitgenommen hatten.

Sie bewarben sich und wurden aufgenommen. Sie inskribierten an der Uni Wien. Spas Geschichte, Ilija Politikwissenschaft. Danach erfuhren sie, daß auch bleiben durfte, wer studierte. Das war eine kleine Erleichterung. Das erfuhren auch andere. Viele Flüchtlinge inskribierten. Sie brauchten Erleichterung. Trotzdem blieb die Arbeit das Wichtigste. Man brauchte sie auch, um studieren zu dürfen. Ab und zu plakatierten sie, verteilten Zettel, verkauften Zeitschriften. Kleine Jobs unter freiem Himmel, unbeständig wie das Wetter und gepeitscht vom kalten Donauwind. Kleine Jobs, die keine Zuflucht waren.

Zwischen der Herkunft und der Arbeit gab es Zusammenhänge. Spas kam dahinter, daß nur die wenigsten Bulgaren und Rumänen, die er kannte, Arbeit hatten, dafür aber alle Polen. Sei es auch schwarz, sie hatten eine. Die Polen halfen einander gegenseitig. Mehr als die anderen. Es war besser, ein Pole zu sein. Griechen zu sein, war noch besser, das wußte Spas auch. Als Grieche hatte er gleich Arbeit gefunden, noch am Telefon. Aber er ging sich dann nicht vorstellen. Er war kein Grieche. Ein Pole aber brauchte kein anderer zu sein, er fand auch als Pole Arbeit. Ein Pole zu sein, war mehr, als einer Nationalität anzugehören. Ein Pole zu sein, war schon ein Beruf. Am schlimmsten waren die Schwarzafrikaner dran. Ein Afrikaner zu sein, war eine Strafe.

Am besten war es, ein Österreicher zu sein. Darüber waren sich alle Flüchtlinge einig, deswegen waren sie ja auch hier. Ein Österreicher zu sein, war eine Erlösung.

Spas und Ilija waren Bulgaren, und das bedeutete, auf der Suche zu sein, so wie viele andere Völker. Ein Bulgare war nur ein Flüchtling, einer unter vielen und unerlöst wie sie alle. Ein Bulgare zu sein, war nichts Besonderes. Es war ohne Bedeutung. Spas und Ilija waren Freunde. Und das bedeutete, zu zweit Arbeit zu suchen. Zu zweit ein Einzelbett und das Essen für eine Person zu teilen. Sie waren zwei Bulgaren. Zwei Bulgaren zu sein bedeutete, mit dem auszukommen, was eine Person braucht. Zwei Bulgaren bedeuteten so viel wie eine Person.

Anfangs suchten sie gemeinsam, dann getrennt, denn getrennt konnten sie gleichzeitig an mehreren Orten suchen, und wenn sie getrennt waren, suchte jeder Arbeit für zwei. Sie putzten den Schnee weg, sie putzten Gärten, sie putzten Lager, und sie schauten mit Ehrfurcht hinauf auf die, die die Straßen putzten. Ihre orangefarbenen Gewänder leuchteten. Man sah sie von weitem, wie viele aufgehende Sonnen, Himmelskörper, die ihre festgezeichneten irdischen Wege gingen. Unerreichbar waren sie. Sie waren von einem anderen Stern. Sie waren Österreicher. Nur Österreicher durften bei der Müllabfuhr arbeiten. Arbeit war ein magisches Wort. Nie bekamen Spas und Ilija das deutlicher zu spüren. Die Straßenkehrer waren Zauberer. An ihren Fingern glänzten Goldringe, an ihren Halsen Ketten, geheimnisvoll ineinandergeflochten wie Schlangen, wie Wächter verborgener Schätze. Die Straßenkehrer waren eingeweihte Alchimisten. Sie kannten das Geheimnis. Sie sammelten Müll, der sich in Gold verwandelte und an ihnen leuchtete. Spas und Ilija sehnten sich danach, von solchen Händen bekehrt zu werden. Sie schauten hingerissen. Wunderschön waren diese Österreicher. Wunderschön wie eine Erleuchtung. Spas und Ilija wußten, man mußte bei jeder Arbeit glänzen. Das war die einzige Chance. Jeder Flüchtling wußte es. Es war ein harter Kampf, den anderen zu überschatten. Man erkämpfte Lichtblicke. »Ich kann hoch oben, bis in den Himmel hinauf, auf Gerüsten arbeiten. Aber auch unter der Erde, im Wasser und auf dem Boden. Tags oder nachts. Schwarz oder angemeldet. Ich bin bereit, und ich lerne schnell.« Das war es, was jeder Flüchtling ausstrahlte. »Ich suche Arbeit«, was er sagte. Und je mehr er sagen konnte, desto besser sein Licht. Die Sprache war wichtig. Spas und Ilija lernten schnell. Sie waren Freunde. Sie teilten alles, auch die Worte. Sie teilten sie einander mit. Was der eine konnte, konnte bald auch der andere. Worte gab es genug. Man brauchte sie nicht lange zu suchen. Sie waren überall. Man sollte sie nur ergreifen. Man brauchte Mut, wie immer bei der Begegnung mit dem Unbekannten. Spas und Ilija überlegten nicht lange, ob die Worte falsch oder richtig waren. Sie waren auf der Suche nach Arbeit, nach einer Rettung. Und die Worte boten Hilfe.

Spas und Ilija lernten, gleich »ja« zu sagen, wenn man sie fragte, ob sie dieses oder jenes tun könnten, ob sie dieses oder jenes schon gemacht hätten. Sie sagten »ja«, noch bevor sie den Gegenstand der Arbeit kannten. Sie hielten nicht viel von Konjunktiven. Auf diese Weise fand Spas eine voraussichtlich langfristige Arbeit. Er fragte in einem Lokal. Er sagte »ja«. Er kriegte einen weißen Kittel. Er lächelte. Danach kriegte er eine weiße Haube. Schon war sein Lächeln angestrengter. Erklärungen und Einschulung dauerten nur dreißig Minuten. Und es geschah ein Wunder. Spas wurde über Nacht Koch. Er backte Schnitzel, Hühner, Champignons, Emmentaler, Pommes frites. Er kochte Eiernockerln, Frittaten- und Leberknödelsuppen, Frankfurter und Debreziner. Er briet Fleisch und Wurst. Er machte Salate. Einfach die österreichische Küche!

Und gütig, sehr gütig war die Kellnerin Vesna. Sie half ihm. Sie war eine Serbin. Ihre Sprache war der seinen näher. Ihre Worte verstand er viel besser. Hilfreich und gütig waren sie. Erleichternd und gütig, die Worte, die wir verstehen. Der Lohn für Spas' Fleiß, Hingabe und Mut betrug fünfzig Schilling pro Stunde. Dazu kam noch das kostbare Versprechen des Besitzers, ihn eines Tages, eines hellen Tages, anzumelden. Spas kochte. Das ferne Licht dieses Tages vor Augen und den greifbaren Trost dieser Arbeit in der Tasche. Zur selben Zeit zog Ilija, in eine Bierhaube verwandelt, durch die Kärntner Straße. Auch er hatte Glück gehabt. Zwei Tage nach dem Wunder mit seinem Freund fand auch er Arbeit. Auch er hatte in einem Lokal gesucht und »ja« gesagt. Nur daß er genau begriff, worum es ging. Auf seinem Rücken wurde ein Schild in Form einer Bierhaube befestigt, auf dem muntere, verlockende Worte standen. Ganz oben auf dem Schaum, der einer Wolke glich, stand die Adresse des Lokals. Eine klare Sache. Durchsichtiger als Taufwasser. Er sollte munter und spritzig sein, Vertrauen ausstrahlen und Gemütlichkeit vermitteln. Er sollte die Satten hungrig und die Gestillten durstig machen, er sollte Kunden gewinnen. Er sollte in die Welt gehen, auf die große, prachtvolle Straße, wo die Augen der Welt vom Glanz der Vitrinen schon gierig gemacht waren. Er sollte die Welt in das Lokal bringen. Lob und sechzig Schilling in der Stunde bringe ihm seine Mission. Ilija war einverstanden. Ilija war die frische, lebendige Werbung. Er zog als Bierhaube durch die Kärntner Straße. Es war Winter. Ihm war kalt. Ein Bier soll kalt sein. Er hatte einen bitteren Geschmack im Mund. Ein Bier soll bitter sein. Seine Augen waren vom Wind beschlagen wie Biergläser. Er war das, was er sein sollte. Um ihn schäumte die Welt. Er war eins mit der Welt. Er hatte Arbeit.

So wie alle Wunder waren leider auch diese nur von kurzer Dauer. Zuerst verlor Spas seine Arbeit. Nicht weil er schlecht kochte, sondern weil sein Chef Spielschulden hatte und das Lokal aufgeben mußte. Ilija wurde entlassen, weil ein anderer Flüchtling erschienen und bereit war, für fünfzig Schilling in der Stunde eine Botschaft zu sein. Ilija wäre auch dazu bereit gewesen. Aber niemand hatte ihn gefragt. Botschaften fragt man nicht. Sie werden weggeschickt oder erhalten. Nun schaukelte ein anderer, getrieben vom Menschenstrom durch die Kärntner Straße. Eine Botschaft in einer Haube. Der Inhalt war ein fremder. Aber die Botschaft blieb die gleiche. Sie blieb auf der Haube. Drinnen wechselten unsichtbar die Geister. Die Augen der Welt schauten nur auf die Wände. Man schaut nicht hinein. Man sperrt nicht auf. Man hat Angst vor Geistern. Spas und Ilija schreckte nur eines: daß sie wieder keine Arbeit hatten. Die Arbeit war ein Gespenst. Sie versteckte sich und quälte alle. Nur wer sie fand, fand Ruhe. Sechs Monate sollten reichen, meinte das Gesetz. Danach verfolgte es jeden, der noch ohne Arbeit herumspukete. Ein Exorzist, der meinte, sechs Monate würden reichen, um zu beweisen, wer Mensch ist, wer Geist. Die Welt sollte heil bleiben. Die Flüchtlinge wußten das. Sie befanden sich in einer heilen Welt, in der jeder Fremde auf die Probe gestellt wurde. Sie hatten gewußt, daß sie kämpfen mußten. Sie waren nur überrascht, daß sie in dieser heilen Welt auch mit so vielen Ängsten kämpfen mußten. Sie begriffen nur schwer, daß das Gesetz sie selber in Angst verwandelt hatte. Sie waren die Ängste der heilen Welt. Aber sie hatten keine Zeit, es zu begreifen. Sie mußten Ängste bekämpfen und sie bekämpften einander.

Spas und Ilija hatten noch vier Monate Frist, um sich zu bewähren. Sie kamen mit wenig aus. Ihnen hätte auch eine schwarze Arbeit gereicht. Denn sie waren Studenten, und als solche durften sie bleiben. Das entspannte sie ein bißchen. Richtig

aufatmen konnten sie nicht. Sie suchten weiter. Um zu suchen, brauchte man Geld. Sogar wer umsonst suchte, mußte zahlen. Jeder Anruf, jede Fahrt kostete nicht nur Kraft, sondern auch Geld. Kraft hatten sie noch. Das Geld ging ihnen aber langsam aus. Sie begannen, nach leeren Pfandflaschen zu suchen. Dann konnten sie wieder anrufen. Jede Flasche war eine Botschaft. Lang ging es so nicht. Sehr bald waren die Flaschen genauso schwer zu finden wie die Arbeit. Sie waren keine Lösung. Also suchte man nach einer anderen. Ilija hörte von einem Kurden, daß die Caritas jedem Flüchtling, der zurück in die Heimat wollte, Geld für die Reise gab. Spas hörte es von einem Inder, und beide hatten es schon einmal von einem Polen gehört. Es sollte also wahr sein. Und wenn nicht, was soll's. Ilija kannte den Weg. Die Caritasbeamten kannten viele wie Ilija. Sie wußten, daß die Bedürftigen einfallreicher als der Teufel waren, und versuchten, Lüge von Wahrheit zu unterscheiden. Spas und Ilija kannten den Teufel nicht, und von allen Wahrheiten wollten sie nur eine herausfinden: ob die Caritas wirklich Geld für die Rückreise hergab. Mehr erhofften sie sich nicht. Sie kamen unbeschwert und bescheiden. Ihr Deutsch war noch nicht so überzeugend. Also sprach Ilija Englisch. Spas sagte nur ab und zu »ja«. Manchmal auch zweimal hintereinander. Je nach Gefühl. Man glaubte ihnen, daß sie zurück in die Heimat wollten, und gab ihnen Geld, mit dem sie weiter Arbeit suchen konnten. Man gab ihnen Geld für die Fahrt, und sie fuhren auch tatsächlich. Nur fuhren sie nicht heim, sondern durch die Stadt. Aber sie fuhren. Man hatte ihnen geglaubt, weil sie nicht gelogen hatten. Für einen Flüchtling war Heimat und Arbeit das gleiche. Spas und Ilija freuten sich sehr auf das Geld. Sie liebten alle Kurden, Inder und Polen. Sie liebten die Caritas. Sie liebten die Welt. Sie brauchten wenig, um zu lieben. Weniger als eine Person.

Als ihnen auch dieses Geld ausging, begannen sie, Blut zu spenden. Sie gaben ihr Blut, um fremde Leben zu retten, und kriegten Geld, das ihr Leben rettete. So wie die Menschen wurde auch das Blut in Gruppen geteilt. Nur daß jede Blutgruppe gleich viel wert war wie die anderen. Blut konnte jeder geben. Man brauchte keine Erlaubnis. Blut brauchte man immer, manchmal sehr dringend. Dringender als jede Genehmigung, jede Erlaubnis. Es reichte, daß es rein und gut war. Spas und Ilija hatten Blut. Es war rein und gut. Sie gaben es. Nebeneinander liegend schauten sie auf die roten Glasbehälter. Sie sahen das Blut ihrer Kindheit. Sie brauchten einander nicht mehr die Nasen zu brechen, um es zu sehen. Ihnen war schwindlig wie in einer Wiege. Man gab ihnen Süßigkeiten, man gab ihnen zu trinken, man war gut zu ihnen. Sie lachten wie Kinder. Sie bekamen Geld. Mit dem Erlös für das Blut ihrer Kindheit suchten sie weiter Zuflucht. Sie suchten, denn nur von Blut und Erinnerung allein konnte man nicht leben. Soviel Blut hatte keiner, so nahrhaft war keine Erinnerung. Arbeit lautete das Ziel. Eine langfristige Arbeit bedeutete mehr als Blut und Erinnerung.

Dann hörten Spas und Ilija von einem Ort, wo man statt zu suchen nur zu warten brauchte. Er befand sich in der Herbststraße gegenüber dem Arbeitsamt. Dorthin sollten sie gehen. Arbeiterstrich würde er genannt, sagte ihnen ein Landsmann. Sie gingen. Gegenüber dem Arbeitsamt stand eine lange Reihe von Menschen. Männer aus den verschiedensten Ländern. Spas und Ilija stellten sich zu ihnen. Autos fuhren langsam vorbei. Manchmal hielten sie an und nahmen einen aus der Reihe mit. Es waren wichtige Autos. Drinnen saß jemand, der wählte und Gnade verteilte. Es gab nicht viel davon, aber an manchen Tagen reichte sie auch für Spas und Ilija. Sie renovierten dann Wohnungen oder bauten Häuser. Die Tage waren lang, die Hände über-

zogen sich mit Schwielen, die Fingernägel zerbrachen. Erst dann durften sie auch das ersehnte Geld angreifen. »Wißt ihr, Burschen«, sagte ihnen einmal der Meister. Es gab immer einen Meister. Dieser war ein Kroat. »Wißt ihr«, sagte er nach der Arbeit, »gestern war ich mit Freundin zusammen. Ich sie sehr liebe. Gestern noch mehr. Ich will ihre Schenkel streicheln. Warte, warte, sagt sie. Du machst meine Strumpfhose kaputt. Deine Hände wie Schleifpapier.« Er lachte. Spas und Ilija lachten auch. Sie hatten zwar keine Freundinnen, aber sie hatten Hände, die jede Strumpfhose der Welt kaputt machen konnten.

Die Arbeiten waren leider sehr unsicher. Unsicher wurde auch der Arbeiterstrich. Es kamen Polizisten und fragten, was man hier mache. Man warte auf Freunde, wußte ein jeder zu antworten. War es denn nicht die Wahrheit? Die Polizisten lächelten und kamen in Zivil. Sie kamen als Freunde. Sie saßen in Autos und boten Arbeit an. Manche stiegen ein. Dort wo sie ankamen, gab es ja auch genug zu tun. Spas und Ilija wurden von einem Albaner gewarnt, der diesen unseligen Weg schon kennengelernt hatte. Sie dankten und verließen den Strich. Alles war wieder beim alten. Nur die Frist war geschrumpft. Und ein bißchen ihre Hoffnung. Und auch ein bißchen ihr Glaube. Aber sie brauchten nicht viel. Es reichte, wenn einer noch hoffte, wenn einer noch suchte. Wer das war, war doch egal. Und eines Tages geschah es, daß sie wirklich Arbeit fanden. Eine schwarze, aber langfristige Arbeit. Wie gewohnt hatten sie »ja« gesagt und begannen nun als Kellner in einem Lokal.

Ihre Schicht endete zwischen zwei und drei Uhr morgens. Zurück ins Asylantenheim konnten sie nicht mehr fahren. Es war schwer gewesen, Arbeit zu finden, noch schwieriger aber war, sie zu behalten. Das wußten die beiden sehr gut. Ohne Dach über dem Kopf konnte man leben, nicht ohne Arbeit. Also schliefen sie auf der Straße. Sie lagen in Parks, versteckt im Gebüsch, und versuchten zu schlafen. Viel zu kalt war es noch. Ein Obdachloser gab ihnen den Rat, nach großen Behältern zu suchen. Sie seien gemütlich, trocken und voller Sand. Zum Streuen bei Schneefall. Er hatte recht. Die Behälter waren gemütlich. Dort schliefen Spas und Ilija, danach gingen sie kellnern. Eines Nachts schneite es. Jemand suchte nach Sand und fand Spas und Ilija. Er erschrak nicht. Er kannte sich mit Schnee, Sand und Menschen aus. Er war ein Russe, ein Flüchtling namens Mischa. Spas und Ilija konnten Russisch. »Ich weiß was Besseres«, meinte Mischa. Sie folgten ihm. Er führte sie zu einem Depot und küßte dreimal den bärtigen Wächter. Der Wächter umarmte danach Spas und Ilija. Sein Name war Georgi. Sein Herz war groß und ertrug die Einsamkeit nicht. So wie das Herz aller Georgier. Im Hof zeigte Mischa ihnen einen Zug. Fünf alte, abgestellte Waggons, die einmal durch die Welt gereist waren. Sie hielten noch fest zusammen, noch fester durch den Rost, aber sie reisten nicht mehr. Es war ein Zug, der nirgendwohin fuhr. Alle drei stiegen ein. Fast in jedem Abteil schliefen Leute. Auch Spas und Ilija durften drinnen schlafen. Mischa führte sie zu ihrem Abteil. Man brauche hier nicht zu bezahlen. Man sollte nur ab und zu den Wächter umarmen, mehr nicht, sagte Mischa und ging ins benachbarte Abteil schlafen. Jeden Morgen stiegen aus dem Zug Leute aus, die arbeiten gingen. Ein Zug, der nirgendwo hinfuhr, brachte sie zu ihren Arbeitsplätzen. Bald lernten Spas und Ilija alle anderen Passagiere kennen. Am liebsten mochte Spas den Rumänen Jakob und seine sechsjährige Tochter Anka. Sie hatte immer einen hellgelben Rock mit Marienkäfern darauf an und spielte Flöte. Spas hatte Anka am liebsten. Er wünschte sich oft, so eine Tochter zu haben. Eine Frau wünschte er sich auch, aber mehr noch eine Tochter. Er sah Anka einmal in

einer U-Bahnstation spielen. Er gab ihr Geld, aber sie erkannte ihn nicht. Sie spielte weiter. Während sie musizierte, konnte sie nur den erkennen, für den sie spielte. Sie hatte nicht für Spas gespielt. Damals habe sie für ihre Mutter gespielt, und sie lebe weit, weit weg, hatte sie ihm danach im Zug erklärt. Spas brachte ihr oft Süßigkeiten, und einmal kaufte er ihr sogar eine kleine Puppe. Alle brachten ihr etwas, alle liebten sie. Sie war die einzige Frau unter ihnen. Alle gaben ihr die Liebe, die sie vermißten.

Am lustigsten von allen waren der Nigerianer Sunday und der Ghanese Samuel. »Sunday, gibt es in Nigeria Krokodile?« fragte ihn Ilija einmal. Es war Nacht. Ilija und Spas hatten frei. Es war zu kalt, um zu schlafen, und sie saßen gemeinsam mit Sunday und Samuel in einem Abteil. Eine Flasche Schnaps wechselte im Dunkeln ihren Besitzer, wie bei einer langen und fröhlichen Reise. »Krokodile gibt viel in Nigeria. Krokodile immer sehr, sehr hungrig. Sie suchen Essen. Mensch muß aufpassen. Mensch glaubt, er ist viel, aber für Krokodil auch nur Essen«, begann Sunday und machte einen Schluck. »Es gibt aber ein Dorf, dort ich sehr viele gesehen. Eines über dem anderen im Teich. Dort sind sie heilig. Sie sind hungrig wie alle, aber heilig. Sie suchen nicht Essen. Man gibt ihnen Essen. Ich gesehen. Man wirft es von weitem. Sie springen übereinander, und alles Essen schnell weg. Manche bleiben natürlich hungrig, weil so viele Heilige.« Sunday lachte. Er war in Nigeria zum Tode verurteilt worden und hatte noch einen Monat Zeit, um Arbeit zu finden. Sunday lachte. Er hatte auch Hunger. Er war ein Heiliger zu viel. Es lachten alle. Es war kalt im Zug. Schlafen konnte man nicht, aber lachen konnte man.

Spas und Ilija waren gute Kellner. Sie arbeiteten immer zusammen. Ihr Deutsch war noch nicht so gut, und es war schwer. Aber wer ein Wort nicht verstand, fragte den anderen. Das Wort, das der eine nicht kannte, kannte der andere. Wenn beide es nicht wußten, denn es wurden oft Dinge bestellt, die weder im Menü noch in einem Wörterbuch zu finden waren, dann waren ihre Logik, ihr Vorstellungsvermögen und ihre Intuition gefragt. Sie hatten anfangs Angst, jemanden nach einem Wort zu fragen, denn sie wollten weder das Gefühl erwecken, daß sie die Sprache schlecht verstanden, noch daß sie schlechte Kellner waren. Sie wollten die Arbeit behalten. Spas und Ilija waren Freunde. Sie teilten alles. Auch die Worte, die sie nicht verstanden. Und weil es noch genug davon gab, lernten sie, die Wünsche der Leute zu erraten. Spas und Ilija waren gute Kellner. Sie bekamen viel Trinkgeld, weil sie die Wünsche der Kunden erraten konnten, noch bevor diese sie aussprachen.

Aber Spas und Ilija wollten nicht nur arbeiten, sie wollten auch studieren. Sie hatten ihren gemeinsamen Traum nicht vergessen. Vor dem Studium mußten sie eine Prüfung in Deutsch ablegen. Zwar lernte man in einer Kneipe vieles, aber das Deutsch, das man dort lernte, reichte leider nicht, um eine Prüfung zu bestehen. Sie bezahlten einen Deutsch-Intensivkurs. Das Geld, das sie für jeden erratenen Wunsch bekommen hatten, gaben sie aus, um die vielen unverständlichen Worte, aus welchen jeder Wunsch bestand, zu erlernen. Man verlangte nach Kenntnissen und nicht nach Gefühlen. Man prüfte Grammatik und Regeln und nicht übersinnliche Fähigkeiten. Denn es prüfte das Gesetz, und es prüfte Menschen und nicht Geister. Spas und Ilija lernten Deutsch, kellnerten und schrieben ihre Hausaufgaben in einem Zugabteil. Manchmal halfen ihnen die anderen Passagiere. »Woher kommen Sie?« stand in dem Lehrbuch. »Aus der Not«, meinte Jakob. »Wie heißen Ihre Eltern?« »Schreibt Elend und Hunger«, schlug Sunday vor. »Meine Mutter heißt aber Irina«, sagte Anka traurig. »Deine Mutter ist ja etwas ganz anderes. Schreib ihren Namen mit dem Finger

aufs Fenster. Durch die Buchstaben kannst du dann hinaussehen. Nur deine Mutter hat solche Buchstaben«, beruhigte sie Sunday. »Wo wohnen Sie?« lautete die nächste Frage in dem Buch. »In einem Luxus-Privat-Express«, ergriff Mischa das Wort. »Wohin fährt Ihr?« »Am großen Geld vorbei«, sang Georgi. Es war lustig, gemeinsam die Hausaufgaben zu schreiben. Man hatte kein Haus, aber Aufgaben. Das war lustig genug.

Spas und Ilija schafften die Prüfung beim ersten Mal. Sie saßen im selben Zimmer hintereinander. Was der eine nicht wußte, wußte der andere. Als sie nach der Arbeit im Depothof ankamen, fanden sie alle vor dem Zug versammelt. Mischa und Georgi, der Wächter, beide besoffen, versuchten gerade, den Zug zu ziehen. Alle anderen lachten oder ermutigten sie. »Bitte, bitte nicht«, rief Anka, »sonst bleiben wir ohne Zuhause!« Georgi traf diese Worte ins Herz, und sein Herz war groß. Er hielt an. »Hör auf, Mischa, laß den Scheiß!« befahl er. »Und übrigens, ich liebe euch alle und will nicht, daß ihr weggeht«, sagte er noch und umarmte jeden mit derselben Kraft, mit der er den Zug gezogen hatte. Anka nicht. Anka hob er weit weg über die anderen und riet ihr, von der Milchstraße zu kosten. Es gäbe keine Milch da oben, meinte sie. »Na, dann trinken wir Wodka«, sagte er, und setzte sie wieder auf den Boden. Danach erfuhren alle, daß Spas und Ilija die Prüfung geschafft hatten. Das mußte gefeiert werden. Die beiden hatten auch etwas mitgebracht. Alle stiegen wieder in den Zug, und jedes Glas Wodka brachte sie eine Station weiter. Wohin sie fuhren, war ihnen egal. Nur Anka schaute durch das Fenster und bedauerte, daß der Himmel nicht näher kam, um sie von seiner Milch kosten zu lassen.

Mischa hatte Spas und Ilija empfohlen, fünftausend Schilling zu sparen, denn er kannte eine Wohnung, die man ohne Kautions bekommen konnte. Als sie das Geld endlich hatten, brachte er sie dorthin. Es war ein Haus, in dem nur russische Juden wohnten. Flüchtlinge, die darauf warteten, nach Amerika zu fahren. Man fragte Spas und Ilija, ob sie auch Juden wären. Spas antwortete automatisch: »Ja.« Sie hätten die Wohnung auch so gekriegt, aber Spas sagte, er wäre ein Jude. Er wäre gern auch ein Pole und ein Grieche und besonders gern ein Österreicher gewesen, wieso dann nicht auch ein Jude. Er hatte oft keine Arbeit bekommen, weil man meinte, er käme aus der Türkei oder aus Jugoslawien. Und wenn er sagte, er käme aus Bulgarien, dann bekam er sie nicht, weil er plötzlich für einen Juden gehalten wurde. Juden konnten von überall kommen. Um Jude zu sein, brauchte man nur schwarze oder rötliche Haare zu haben und eine lange Nase. Spas hatte schwarze Haare und eine lange Nase. Er war zwar kein Jude, aber er hatte alles Recht dieser Welt, sich Jude zu nennen. Sie bekamen die Wohnung. Es war eine Ein-Zimmer-Wohnung mit Dusche und einer kleinen Küche. Sie konnten endlich studieren. Geld sparten sie auch, denn ihre Arbeit war schwarz, und bei solchen Arbeiten wußte man nie, wie lange sie dauerten. Und als die sechs Monate vorüber waren, konnten sie der Polizei Meldezettel, Versicherungsnummer, Inskriptionsbestätigung und ein Sparbuch zeigen. Wie üblich zeigten beide dasselbe Sparbuch. Das reichte. Und sie blieben in Österreich. Die Gesetze aber änderten sich ständig. Denn es kamen mehr und mehr Menschen. Sehr viele aus Bosnien. Die sechs Monate Frist gab es nicht mehr. Das Gesetz verkürzte und beschränkte alles. Orte, Flächen, Fristen und vor allem Bewegungen.

Es schob alle immer näher zur Grenze. Später sollten die Flüchtlinge schon an der Grenze angehalten und ihr Schicksal in drei Tagen entschieden werden. Das Gesetz kannte nur Grenzen, denn es war selbst eine. Die neuen Flüchtlinge verwandelte

es noch schneller in Angst. Und es kamen Flüchtlinge, die nie erkrankten, weil sie keine Versicherung hatten. Die gut, schnell und fehlerlos arbeiteten, weil sie keine Zeit hatten, die Sprache zu erlernen, und nur durch ihre Taten sprechen konnten. Die kaum noch aßen, tranken und schliefen, die kaum noch atmeten, weil sie zu zehnt in Zwanzig-Quadratmeter-Wohnungen wohnten. Sie waren körperlos und geräuschlos wie Schatten. Das Gesetz verfolgte sie, erwischte sie aber immer seltener. Denn es war für Menschen geschaffen worden und nicht für Schatten.

Wo sich Gesetze immer wieder ändern, vergeht die Zeit schnell. Als Spas und Ilija nach einigen Monaten ihre Freunde im Zug besuchen wollten, fanden sie einen neuen Wächter. Er trank auch, hatte zwar keinen Vollbart, aber immerhin einen Schnurrbart. Nur daß sein Herz nicht so groß war wie das von Georgi. Und es konnte die Einsamkeit so gut ertragen wie die Nußschale den Druck kraftloser Hände. Erfahren hatten sie von ihm nichts. Er wußte nichts von dem Zug. Sie gingen bedrückt. Der Zug war doch abgefahren.

Nach einem Jahr trafen sie zufällig Mischa. Er fuhr Taxi. Er habe jetzt immer ein Dach über dem Kopf, er sammle Geld, um nach Südafrika zu fahren. Und die anderen? Nicht von allen wisse er etwas. Anka habe Glück gehabt. Ihr Vater habe jemanden gefunden, der sie adoptierte. So habe, wenn nicht er, zumindest sie hierbleiben können. Sunday und Samuel wollten nach Holland ziehen. Ob sie dort angekommen waren, wußte er nicht. Über Georgi mache er sich keine Gedanken. Er habe ja eine Arbeitsbewilligung gehabt. Mischa versprach, sie zu besuchen, kam aber nicht. Vielleicht wollte er sich doch vorher in Südafrika umschauchen. Die Jahre vergingen schnell. Sie vergingen in Angst um die Arbeit und mit den Bemühungen, studieren zu können. Spas und Ilija mußten auch eine Lateinprüfung ablegen. Die schafften sie auch. Aber das Studium ging nur sehr langsam voran. Es ging nicht schneller, weil sie viele Ängste hatten und viel arbeiten mußten. Die Arbeit war wichtiger. Sie war immer noch das Entscheidende. Spas und Ilija hatten nur wenig Zeit. Sie mußten der Polizei von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr Geld vorweisen. Und sie sparten. Sie kamen mit wenig aus, aber um zu studieren, brauchte man, wenn schon nichts anderes, dann zumindest Zeit. Nach fünf Jahren hatten sie immer noch wenig Studienerfolge vorzuweisen. So konnte es nicht weitergehen, denn sie teilten denselben Traum. Ein gemeinsames Scheitern kam nicht in Frage. Es war immer möglich, viel eher möglich als die Erfüllung jedes Traumes. Und um zu scheitern, brauchte man auch nicht unbedingt Freunde. Beide fühlten, beide dachten das gleiche. Ilija sprach es aus: »Machen wir es so: Der eine arbeitet, der andere studiert. Er ist dann schneller fertig. Vielleicht kriegt er dann leichter eine offizielle Arbeit. Wenn nicht, arbeitet er schwarz, bis auch der andere mit dem Studium fertig ist.«

»Einverstanden, aber wer entscheidet?«

»Das Los«, sagte Ilija und zeigte auf einen Würfel.

»Wer zwei von dreimal das Höchste würfelt, studiert.«

Sie warfen. Ilija durfte studieren. Sie hatten alles geteilt. Die Gefühle nach dieser Schicksalsentscheidung behielt aber jeder für sich. Spas gehorchte, aber es tat weh. Sie kamen mit wenig aus, aber es schmerzte nicht wenig. Und dieser Schmerz ließ sich nicht teilen. Er war Spas' Eigentum. Ilija spürte das und tat alles, um diesen Schmerz zu mildern. Er wußte, daß sein Freund keine großen Vergnügungen haben konnte, also verzichtete er selbst auf Vergnügungen. Spas konnte keine Freundin haben. Also teilte Ilija seine Einsamkeit. Wo und was er teilen konnte, teilte er. Ein

Jahr ging es gut. Danach verlor Spas die Arbeit. Die Gesetze waren sehr streng geworden. Immer öfter wurden die Lokale kontrolliert. Der Chef bekam Angst und entließ alle Schwarzarbeiter. Spas und Ilija waren wieder am Anfang. Sie mußten gemeinsam suchen. Mal fand der eine Arbeit, mal der andere. Kleine Jobs, die weder dem einen noch dem anderen halfen. Prüfungen mußten sie auch ablegen, denn ohne eine bestimmte Anzahl von Prüfungen bekam man kein Visum. So verging ein Jahr. Das Wort Arbeit dauernd im Mund und vor den Augen. Es lag auf dem Herzen, es beschwerte die Seele und die Träume. Sie waren wieder von dem Gespenst besessen. Das gesparte Geld schrumpfte. Immer näher kamen die Grenzen. In dem Haus wohnten viele russische Juden, die darauf warteten, nach Australien oder Kanada, die meisten aber nach Amerika fahren zu können. Manche brachten Spas und Ilija ab und zu etwas zu essen, manche borgten ihnen Geld, auf das sie am Tag der Abreise vor lauter Glück vergaßen. Die meisten von ihnen aber waren arm und zählten jeden Groschen, weil sie selber nicht wußten, wie lange sie noch zu warten hatten. Manchmal dauerte es ein Jahr, manchmal auch länger. So wie es eben das Schicksal wollte. Zeigte es sich in allen anderen Dingen geizig, so ging es mit der Zeit doch großzügig um. Spas und Ilija teilten dann mit ihnen die Unzufriedenheit und beklagten gemeinsam mit ihnen die Beschaffenheit der Welt im allgemeinen und der Hausbesitzerin im besonderen, die von ihnen höhere und höhere Mieten verlangte und einen Nutzen aus ihrem Ausgeliefertsein zog. Nach solchen Abenden gingen alle, wenn auch nicht befriedigt, so doch erleichtert zu Bett und ihr Schlaf war gut. Am meisten aber hatte den beiden Nadeschda Osipovna geholfen. Sie war Professorin für Literatur und wartete mit ihren zwei kleinen Kindern auf ein Amerika-Visum. Ihr Mann war schon dort und schickte ihr lange, rührende, von Selbstmitleid erfüllte Briefe, die in ihren Händen ganz still zitterten. Ein Zittern, das sich auch auf Nadjas Lippen übertrug. Spas und Ilija waren gern zu Gast bei ihr. Sie kochte wunderbar und sprach noch wunderbarer über russische Literatur. Nur bei ihr schafften sie es, sich zumindest für kurze Zeit von dem Phantom der Arbeit zu befreien. Wenn sie zitierte oder über Literatur sprach, steigerte sie sich in ihrer Liebe so sehr, daß Spas und Ilija danach leichtes Spiel hatten, sich von ihr Geld auszuborgen. Um sich zu bedanken, halfen sie ihr mal die Wohnung zu putzen, mal die Möbel neu umzustellen, mal reparierten sie Türen und Schubladen, mal Elektrogeräte. Sie gingen für sie einkaufen oder brachten ihre Briefe zur Post. Sie brauchte aber viel zu wenig, viel weniger als all das, was ihr die beiden geben wollten. Ihr schuldeten sie am meisten. Auch Geld. Als der Tag der Abreise kam, fragten sie nach ihrer Adresse, daß sie ihr zumindest das Geld nachschicken konnten. »Da drinnen steht sie«, sagte Nadja und reichte ihnen ein Kuvert. Danach umarmte sie beide und stieg mit ihren Kindern in ein Taxi. Von ihrem Verlust mitgenommen, vergaßen die beiden auf das Kuvert und öffneten es erst in ihrem Zimmer. Sie fanden fünfhundert Schilling und einen Zettel. Auf dem Zettel stand: »An den lieben Onkel in der großen Stadt.« Nadja liebte die Literatur, und Tschechov liebte sie am meisten.

Das Schicksal wollte es, daß Spas als Tischler Arbeit fand. Er hatte dieses Handwerk in der Schule gelernt. Er hatte zwar ein Gymnasium besucht, aber die kommunistische Regierung wollte, daß jeder Gymnasiast auch für das Berufsleben vorbereitet ist. Dieses Anliegen kam ihm jetzt zugute. Er begann als Tischler, und es schien, daß er dort bleiben konnte. »Soll ich weitersuchen oder studieren?« fragte ihn Ilija. »Studiere«, sagte Spas, obwohl er ein anderes Wort sagen wollte. Aber er haßte es viel zu

sehr, als daß er es seinem Freund noch empfehlen konnte. Ilija studierte. Spas sägte, hobelte, drechselte. Ilija studierte langsam, dachte Spas und versuchte, ihn so wenig wie möglich zu treffen. Die Arbeit verlangte, daß Spas sein Studium unterbrach, und dadurch konnte er sein Visum nicht mehr verlängern. Das Visum lief ab, er blieb. Worauf er hoffte, wußte er nicht mehr. Mit ihm arbeitete ein fünfzigjähriger Tscheche namens Pavel. Er schlief während der Woche in der Werkstatt, am Wochenende fuhr er nach Hause. Die Tschechen brauchten kein Visum. Spas dachte, daß irgendwann auch Bulgaren kein Visum brauchen würden. Er hoffte es nicht, er dachte nur. Mit Ilija sprach er selten. Manchmal tranken sie eine Flasche Wein zusammen. Rot lag zwischen ihnen, aber es war nicht mehr rot genug. Spas hätte am liebsten wieder Ilijas Nase zerschlagen, um das Blut ihrer Kindheit zu sehen. Aber er tat es nicht. Sie hatten keine Kindheit mehr. Sie hatten blutige, unausgeschlafene Augen. Sie sprachen nicht. Sie hatten alles geteilt, jetzt teilten sie auch das Schweigen. Die Jahre vergingen. Spas brachte Geld und wollte wenig von Ilija wissen. Dieser verstand und war still. Er hatte viel zu großen Respekt vor der Arbeit. Sie lebten in einer Wohnung, aber füreinander unberührbar wie Himmelskörper. Es hätte ewig so weitergehen können. Aber heute hatte Spas von seinem Chef erfahren, daß jemand sie angezeigt hatte und daß er die Werkstatt für eine ungewisse Zeit schließen mußte. Spas und Pavel tranken zuerst eine Flasche Fernet zusammen. Danach begleitete Spas Pavel zum Bahnhof Wien Mitte, von wo dieser seinen Bus nach Brno nahm. »Schau«, sagte Pavel, »es kommen immer Busse. Tschechen kommen hier nach Österreich. Sie reisen, aber in der Reisetasche haben sie Werkzeug. Man reist nicht mehr, um die Welt zu sehen. Man kommt hier arbeiten, reparieren. Ist das normal? Kaputt ist das. Die Welt ist kaputt. Deswegen man fährt immer mit Werkzeug.« Pavel ging. Spas blieb. Er betrachtete die Busse, die ankamen und wegfuhr. Er wollte noch nicht nach Hause. In Wien Mitte, wo so viele kamen und gingen, traf er den Obdachlosen Johann. Der war immer dort. Mit ihm konnte man gleich an Ort und Stelle weitertrinken. »Trinken ist schädlich, Rauchen ist schädlich, sagen die Ärzte. Aber kana von der gschissenen Partie sagt dir, daß Arbeiten schädlich ist«, meinte Johann und zeigte auf seine verstümmelte Hand. »Nach dem Arbeitsunfall wollte mir keiner mehr Arbeit geben. Jetzt sagen sie, ich bin schädlich. A gschissenes Leben«, ergänzte Johann und nahm einen Schluck. Spas gab ihm recht. Aber irgendwann konnte er nicht mehr weitersaufen. Er ging, aber seine Beine waren ihm nur kurze Zeit behilflich. Vor einem Plakat auf dem stand »Lebt und arbeitet in Wien« ließen sie ihn im Stich. Spas sank zu Boden und schlief ein. Johann hatte eine Weile laut weitergesprochen, seine Kehle war aber bald trocken, und er machte sich auf, um diese Trockenheit zu besänftigen. Deswegen übersah er auch den Mann nicht, der unter dem Plakat lag. Daß manche Menschen sich einfach dort hinlegten, wo sie gerade standen, war für Johann das Allergewöhnlichste. Der Mann hatte ein Bier. Das war nicht gerade großartig, aber im Moment war es das Richtige für Johann. Er nahm das Bier und ging seines Weges. Spas lag weiter da. Manche bemerkten ihn, manche nicht. Manche taten so, als ob sie ihn nicht bemerkten. Es dauerte eine Weile, bis ihn ein junger Passant entdeckte und sich über ihn beugte. Er nahm seine Mundbewegungen als Lebenszeichen wahr und rief die Rettung. Zuerst wird ein Krankenwagen kommen, gleich danach die Polizei. Die Sanitäter werden ihre Gummihandschuhe anziehen und Spas wegtragen. Im Krankenhaus werden sie entdecken, daß Spas nicht versichert ist. Die Polizisten werden entdecken, daß sein Visum abgelaufen ist. Er wird abgeschoben werden, und er wird ihnen nicht böse

sein, weil sie nur ihre Arbeit getan haben werden. So wie es in allen Ländern ist, wo Ordnung herrscht. Das erwartete auch Spas, während er schlief und gerade träumte, daß er seine erwachsene Tochter traf, die Plakate auf eine Wand klebte.

»Was machst du hier?« fragte er sie.

»Siehst du nicht? Ich arbeite, Vater.«

»Du bist ja größer als ich geworden.«

»Ja, das bin ich.«

»Wie schnell die Zeit vergeht«, sagte er und träumte weiter, daß er abgeschoben wurde, weil er keine Arbeitsbewilligung hatte. Und es würde so kommen, denn er träumte oft von Dingen, die erst kommen sollten. Es sollte, aber es wird nicht so kommen. Denn obwohl Österreich ein Land der Ordnung ist, geschieht hier doch genug Unergründliches.

Man wird ihn finden und ins Krankenhaus tragen, das schon. Aber danach, nachdem er sich ausgeschlafen und den Namen und die Versicherungsnummer seines Freundes angegeben haben wird, wird er nach Hause gehen können. Das wußte Spas noch nicht. So wie er nicht wußte, daß zu Hause sein Freund mit zwei Flaschen Wein auf ihn warten würde. »Ich habe offizielle Arbeit gefunden. Jetzt kann ich für dich bürgen«, wird er ihm sagen. Sie werden sich hinsetzen und trinken. Ihre Herzen werden sich erwärmen und erweitern. Endlich befreit von dem Phantom der Arbeit, vom Schrecken dieses ersten Wortes, das allen anderen den Atem raubte. Und es wird wieder viele Worte geben, zu viele, um die richtigen zu finden. »Sind wir es nicht, mein Freund, sind wir nicht selber die Liebe, die wir so vermißten?« Wird einer der beiden sagen wollen. Aber keiner wird es tun. Zu oft hatten sie die Worte geteilt, wenige gebraucht, und dann, wenn es plötzlich viele davon gibt, werden die beiden hilflos wie Flüchtlinge dastehen. Sie werden dastehen wie am Anfang. Sie werden den Satz nicht aussprechen, aber sie werden ihn beide erraten, so wie sie die Wünsche der Kunden und Gäste erraten hatten. Sie werden nur sitzen, lächeln und trinken, und was der eine denkt, wird der andere wissen. Es wird rot sein und freudig und still wie unter Geistern.

So wird es in Wirklichkeit kommen, aber das wußte Spas noch nicht. Er schlief, und ein Wort bewegte seinen Mund. Die Träume wechselten, das Wort blieb. Spas hatte elf Jahre in Wien gelebt und gearbeitet. Jetzt war er müde, denn nichts macht einen so müde wie die Suche nach Arbeit, nicht einmal die Suche nach einem Sinn. Schnell waren diese Jahre vergangen. Schnell wie im Traum. Und was war ihm geblieben? Ein paar Worte, die seinen Mund sowohl im Wachen als auch im Schlaf in Bewegung brachten. Lebendig wie seine Lippen und gewichtlos wie Schatten. Aber nur weil sie so leicht sind, schaffen sie es, sich von dem einen in ein nächstes Leben zu retten. Sie bleiben zwar unbeachtet, unerfüllt und unerhört, aber sie bleiben. Und sei es nur als Zittern der Lippen. Und sei es nur als Geschmack. Und sei es nur als dieser letzte Geschmack nach Erde in ihren Wurzeln. Sie bleiben. In diesem Mund und in jenem. Unerhört sind die Wunder der Wirklichkeit.

Aus: Dimitré Dinev: Ein Licht über dem Kopf. Erzählungen.

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2005